Plädoyer für eine neue Freiheit

11. Januar 2024

#Kunst & Kultur #Projekte

#Veranstaltungen

In ihrer Antrittslesung verdeutlichte Metropolenschreiberin Eva von Redecker auf unterhaltsame Weise die Relevanz ökonomischer Prozesse für künftiges menschliches Miteinander

Wieviel Ruhrgebiet kann ein Besucher in weniger als drei Tagen aufnehmen? Eva von Redecker (41), eigentlich wohnhaft in Brandenburg, fasste ihre Eindrücke zu

Beginn der Antrittslesung so zusammen: „Ich bin hier noch nie in meinem Leben gewesen und es ist kalt wie in Sibirien." Als neue „Metropolenschreiberin Ruhr" zog die Philosophin gerade in Mülheim an der Ruhr ein und will sich auf Einladung der Brost-Stiftung in den nächsten neun Monaten „ihr" Bild der Region und der hier lebenden Menschen machen. Den zahlreichen Zuhörern im früheren Wohnzimmer von Stifterin Anneliese Brost wurde im Laufe des kurzweiligen Abends schnell klar: Die streitbare Autorin schaut sehr genau hin…

„Mir ist aufgefallen, dass es hier in der Region viel Grün gibt, aber wenig Wildnis", erzählt sie von ersten Spaziergängen an der Ruhr. Aufgewachsen auf einem Bauernhof „in Einzellage" in Schleswig-Holstein sei ihr bewusst, dass es um uns herum kaum bloße Natur gebe, sondern Menschen durchweg Hand anlegten. „Nur in einer Baulücke fiel mir wildwachsendes Brombeergestrüpp auf, so wie es daheim in Brandenburg an jeder Ecke zu finden ist." Ein weiterer Unterschied zur heimischen Idylle: viele Leute ringsum. „Brandenburg ist die nahezu am dünnsten besiedelte Region Deutschlands, hier im Ruhrgebiet begegnet man ständig anderen Menschen", so von Redecker. Die jedoch überraschend freundlich grüßten.

Freiheit geht nur gemeinsam

Für die Erkundung der „Kulturlandschaft Ruhrgebiet" hat der bekennende „Landmensch", bekannt für Schriften über Eigentum, sozialen Wandel und ökologische Herausforderungen, einen sehr praktischen Plan gefasst. „In der Garage des Mülheimer Hauses habe ich einen großen Pappkarton gefunden. Vielleicht bastle ich daraus eine Karte des Ruhrgebiets und markiere dort jeden Ort, den ich besucht habe." Sie habe über direkte Eindrücke schon immer viel mehr gelernt als in der Bibliothek und sei unglaublich gespannt, „im Revier neue Worte und eine temporäre Heimat zu finden."

Im Gespräch mit Dr. Andreas Friedolin Lingg, Wirtschaftsphilosoph und -historiker an der Universität Witten/Herdecke las Eva von Redecker aus ihrem Essayband „Bleibefreiheit" (S.Fischer 2023) vor, der sich mit einer neuen Interpretation des Begriffspaares beschäftigt. „Anders als bei der Bewegungsfreiheit ist der Anfangspunkt der Bleibefreiheit damit auch der Endpunkt der Unfreiheit", schreibt sie. „Denn bloße Bewegungsfreiheit hat den

Haken, dass sie die Unfreiheit bestehen lässt. Man ist dann nur selbst woanders…“

> „Können wir auf diesem Planeten leben, ohne in ständigem Terror nur mühsam seinen Katastrophen entgegenzuarbeiten, können wir hier so bleiben, dass wir auch frei bleiben, dass wir Zeit im Überfluss genießen, dass wir hinaufschauen können in einen Himmel, in dem die Schwalben tanzen?"
>
> *Eva von Redecker im Klappentext ihres Buches „Bleibefreiheit“*

Um sich der gesellschaftlichen Utopie der „Bleibefreiheit“ anzunähern, bedürfe es nicht nur einer Klärung von Begrifflichkeiten, in der deren Mittelpunkt immer wieder die „Zeit“ erscheint. Künftig lebbare Freiheit rückt die Erhaltung unserer Lebensgrundlagen in den Blick. „Wir müssen das gesamte System unseres Miteinanders demokratischer organisieren“, fordert die neue Metropolenschreiberin Ruhr. Nur als solidarische Kraftanstrengung könne es

gelingen, den Ressourcenverbrauch zu verlangsamen. Am Beispiel der Kohle lasse sich dies besonders eindrucksvoll festmachen: Was über Jahrmillionen entstanden sei, werde aktuell von einer Generation Menschen aufgezehrt. Und damit nicht nur im Hinblick auf das Weltklima das Leben künftiger Generationen gefährdet. Eva von Redecker: „Die kapitalistische Wirtschaft verbraucht jetzt schon die Zeit der Zukunft. Wir müssen die Schulden bei künftigen Generationen mit Zeit ausgleichen.“

Generation von „Kohlejunkies“

Als Expertin für Kapitalismuskritik verdeutlichte sie im Diskurs mit Lingg aktuelle Fehlentwicklungen beispielsweise im Verbrauch fossiler Energien, den die Philosophin mit dem Verhalten von Suchtkranken vergleicht. „In einer Generation von Kohlejunkies sind nur die nicht mehr „auf Kohle“, die früher unmittelbar mit dem Stoff zu tun hatten: die Bergleute. Ansonsten wird weltweit weiter Energie durch Verbrennen von Kohle und Öl gewonnen.“ Die Menschen lernten nicht wirklich dazu, obwohl die Evolution sie dazu durchaus befähigt habe. Im Gegensatz zu einem Lachs beispielsweise, der einem vorgegebenen Lebenszyklus folge, besäßen wir sehr wohl die „Freiheit, Neues zu gestalten“.

Eva von Redecker gelang es nicht nur an diesem Abend im Wohnzimmer von Anneliese Brost ihre Themen Eigentum, Investitionsströme, Fossilenergie und Arbeitskraft über Beispiele aus dem erlebten Alltag der Zuhörer greifbar zu machen. Gesellschaftliche Herausforderungen gespiegelt in der Kommunikation des Waldbodens, in Irrwegen bei der Subvention für Mais als Ökokraftstoff oder belebt von Zitaten aus den Lebensregeln ihres Vaters sorgten für gute Unterhaltung und machen neugierig auf die Erkenntnisse der neue Metropolenschreiberin. Um es mit den Worten von Professor Bodo Hombach, Vorstandsvorsitzender der Brost-Stiftung, zu sagen: „Es ist eine wiederkehrende Freude, zum neunten Mal die verlockende Chance, uns und unsere Region

besser zu verstehen…“

Antrittslesung von Metropolenschreiberin Eva von Redecker im ehemaligen Wohnzimmer der Stifterin Anneliese Brost.
(Fotos: Brost-Stiftung/K+S Studios/Christian Deutscher)

Eva von Redecker stellt sich vor

08. Januar 2024

#Kunst & Kultur #Projekte

Am 7. Januar 2024 zog die Philosophin und Autorin Eva von Redecker in die Mülheimer Metropolenschreiber-Residenz ein. Im

Auftrag der Brost-Stiftung wird sie für die nächsten neun Monate das Ruhrgebiet erkunden und nach ihrer Amtszeit darüber ein literarisches Werk veröffentlichen.

Die Philosophie ist eine Arbeit mit poetischen Anklängen. Als kritische Theoretiker:innen suchen wir nach Begriffen, die unsichtbare Zwänge greifbar machen. Wie wirkt die Herrschaft, auch über eigentlich Freie? Wo steckt die Gewalt, auch wenn niemand Waffen schwingt? Bisher habe ich mich vor allem mit Eigentum und sozialem Wandel befasst, sowie damit, wie die kapitalistische Wirtschaft die Klimakrise zuspitzt. Genauso interessant ist aber die verborgene Gegenmacht: welche Zuversicht, welche Zukunftsträume finden sich in den Zwischenräumen der bestehenden Verhältnisse? In meinem letzten Buch, *Bleibefreiheit*, ging es zum Beispiel um den Anspruch auf erfüllte Zeit und darum, einen Ort zu haben, an dem man bleiben kann. Es gibt kreative Momente in der philosophischen Arbeit – das große Glück, plötzlich einen treffenden Begriff zu finden – aber ein Großteil der Tätigkeit ist lauschend. Man lauscht den Stimmen vergangener Größen der Geistesgeschichte. Mich beruhigt, dass in meiner Residenz in Mülheim eine Marx-Gesamtausgabe steht. Aber vor allem lauscht man der Gegenwart. Es sind ja die realen Gegebenheiten und die echten Menschen mit ihren Wünschen, um die es gehen soll. Die erste Aufgabe, der ich mich als Metropolschreiberin verpflichte, ist mit offenen Ohren durch das Ruhrgebiet zu gehen. Nicht zu viele dumme Fragen zu stellen (obwohl die Philosophie auch die Kunst der dummen Fragen ist), sondern mich ansprechen zu lassen.

Ich, das ist übrigens Eva von Redecker. Ich bin auf einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb in Schleswig-Holstein aufgewachsen und lebe auch jetzt wieder auf dem Land, in einem brandenburgischen Dorf. Ich verlaufe mich niemals im Wald, aber ständig in Städten und finde es unnormal, Obst und Gemüse im Supermarkt kaufen zu müssen. Ich bin während meines Philosophiestudiums und meiner wissenschaftlichen Arbeit viel rumgekommen –

nach Kiel, Tübingen, Potsdam, Berlin, Cambridge, New York und Verona – aber eigentlich ein Reisemuffel. Im Ruhrgebiet bin ich ein Neuling. Ich weiß viel mehr über Böden als über Bödenschätze. Arbeit stelle ich mir automatisch unter freiem Himmel vor. Ich lasse mich gern eines Besseren belehren.

Erste Schritte als Metropol-schreibe-rin

01. März 2024

#Kunst & Kultur #Projekte

Eigentlich hatte ich mir sofort nach Ankunft das erste Stückchen Ruhrgebiet erlaufen wollen. Die Gegend um meine Wohnung, die Innenstadt, die Ruhr, die Randbezirke. Aber ich war nicht darauf vorbereitet gewesen, dass sibirische Temperaturen herrschten. Es war so kalt, dass ich mich auch auf

den notwendigsten Gängen fragte, ob ich vielleicht einfach zu einem Eiszapfen erstarren würde. Nicht nur waren minus fünf Grad, es wehte auch ein scharfer Wind. Trotzdem wunderte ich mich ein wenig, warum mir die Außenwelt dermaßen feindlich erschien. Das war doch wahrhaftig nicht mein erster Winterspaziergang. Irgendwann ging mir auf, dass es – meine Mutter hätte es gleich gewusst – an meiner Garderobe lag. Ich hatte meinen Wintermantel nämlich vor Ankunft in der Metropolregion noch stadtfein machen wollen, also in die Reinigung gegeben. Ich hatte sogar noch im Internet nachgeschaut, ob Freitag vor meinem Teilzeit-Umzug geöffnet wäre. Aber als ich dann vorm Laden stand, hing ein Zettel dran: „Geänderte Öffnungszeiten". Das kommt häufig vor, ich hätte dem Internet nicht trauen sollen. Wo ich normalerweise wohne, leben pro Quadratkilometer dreißig Mal weniger Menschen als im Ruhrgebiet. Da lohnt es nicht, die Theke zu besetzen, nur weil eine ausnahmsweise ihren Mantel braucht.
So war ich also in einem sehr dünnen Übergangsjäckchen im eisigen Wind unterwegs. Und von den vielen Menschen, die im Ballungsraum – ein neues Wort, das ich im Ruhrgebiet lernte – lebten, war erstmal auch nicht viel zu sehen, nur die Häuserfassaden und parkenden Wagen. Eigentlich hat sich

mir nur ein Bild eingeprägt von dem ersten Gang zum Einkaufen: ausgerechnet eine Brachfläche. Ich fühlte mich wie verschworen mit den Brombeeren, endlich ein Stück Wildnis, damit kannte ich mich aus. Die Bagger und der Bauzaun ließen aber keinen Zweifel: bald würde auch hier ein Haus mit gepflastertem Vorgarten entstehen.
Dreißig Mal so viele Menschen. Schauen Sie mal vom Text auf und stellen Sie sich die um sich herum im Raum vor. Im besten Fall ist da mit einem Mal eine gute Party. Das Ruhrgebiet selbst hat genau so einen Zustrom erlebt. Die Einwohnerzahl Bochums etwa verdreißigfachte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts. Die Leute kamen nicht nur aus dem Umland, sondern aus ganz Deutschland und Polen, angezogen von einer versunkenen Moorlandschaft, die sich über Jahrmillionen, unter Luftabschluss verrottend und verdichtend, in Kohle verwandelt hatte. Oder andersrum: denn die Kohle lag da ja die ganze Zeit, dass die plötzlich anziehend wurde, lag daran, dass ungefähr zeitgleich zur Französischen Revolution nach einigem Stocken gelungen war, in Preußen endlich die von James Watt verbesserte Dampfmaschine nachzubauen. Ihre Kraftentfaltung konnte nach und nach in etliche Herstellungsprozesse und natürlich in den Eisenbahnantrieb

eingespannt werden. Auch die Förderung der Kohle, die folglich überall gefragt war, wurde dank Hochdruck viel effektiver.
Nur wenige Tage nach meiner Antrittslesung hatte ich eine Buchpräsentation an der Uni Witten-Herdecke zugesagt – am Südrand des Ruhrgebiets, wo der Kohleabbau begann, weil die Flöze fast bis an die Erdoberfläche reichten. Nun war es der Streik, der meine Beweglichkeit einschränkte. So hatte ich das nicht gemeint mit meinem Lob der „Bleibefreiheit". Natürlich bin ich für Streiks! Ich brach dann diesen allerdings doch, insofern meine sehr zuvorkommenden Gastgeber:innen mir anboten, mich mit dem Auto abzuholen. So saß ich also neben einer neuen Bekannten, einer Kuratorin und Kulturwissenschaftlerin, auf dem Beifahrersitz. Und mir wurde erst nach und nach klar, wie entgegenkommend dieser Fahrdienst war. Ich hatte gedacht, 38km könne man mal eben fahren, wie vom Dorf zum nächsten Fernbahnhof. Von wegen. Es war, als wären wir in einem Endlos-Loop von Autobahnauf- und abfahrten gefangen. Diese Kurven waren eigentlich die einzigen Strecken, wo es richtig voran ging, danach standen wir wieder im Stau.
Mir wird sowieso leicht schlecht im Auto, aber diese Mischung war fatal. Ich versuchte mich zu erinnern, ob ich irgendeine Tüte im Rucksack hatte – und was die freundliche Nachfrage meiner Fahrerin eben gewesen war. Während vor meinen Augen alles leicht verschwamm, ging mir plötzlich mit einer Klarheit wie nie zuvor auf, wie vollkommen albern das war mit meiner Vorstellung einer ökologischen Wende. Wo sollte man hier anfangen? Man kann sich ja nicht einfach die ganze Welt wegwünschen. Und so weit das Auge reichte bestand die Welt hier – die Welt zwischen Mülheim und Witten – aus nichts als Autos, Asphalt und Beton. Eins war auf das andere angewiesen, sie fügten sich ineinander, stockten, beschleunigten, ballten sich weiter.
Ein paar Tage später floss der Schienenverkehr wieder. Ich stand am Bahnsteig in Essen. Mir war nur ein bisschen kalt und überhaupt nicht schlecht, ich bestaunte gedankenverloren das Gewusel um mich herum. Die Leute, die nebeneinander auf der Bank saßen, redeten miteinander. Ein älterer Herr lächelte die Kinder an, die kreischend herumhüpften. Wie kann es sein, dass die Leute hier so nett sind, dachte ich. Oder kommen sie mir deshalb so besonders sympathisch vor, weil hier die Menschen das einzige Stück Natur sind, das übriggeblieben ist?
Ein Beitrag unserer aktuellen Metropolenschreiberin Ruhr Eva von Redecker.

Reflexionen einer Metropolenschreiberin im Februar

02. April 2024

#Kunst & Kultur #Projekte

Unsere Metropolenschreiberin Eva von Redecker macht einen Spaziergang durch Kunst und Geschichte im Folkwang-Museum. Dabei steht die Betrachtung über Kohle, Kunst und die Triebkräfte der Erde besonders im Fokus.

Es ist ein wundersamer Status als Metropolenschreiberin. Es kommt mir vor, als sei ich als Diplomatin einer Phantasienation unterwegs. Auf Englisch nennt man die Geistes- oder Gelehrtenwelt die „Republik der Buchstaben". Offenbar diene ich gerade als deren Botschafterin. Ob es eine Kläranlage oder eine Kunstsammlung ist, bei der ich mich anmelde: plötzlich öffnen sich Türen und bilden sich Delegationen, um mir Orientierung zu bieten.
Das ist allein schon auf praktischer Ebene ein großes Glück, denn ich neige dazu, mich überall zu verlaufen. Beziehungsweise überall in der bebauten Welt. Durch Wald und Flur bringe ich jeden nach Hause. Aber in Gebäuden und Städten bin ich notorisch auf Abwegen, wenn die Straßen nicht gerade, wie in New York, längs und quer durchnummeriert sind.

Ich war also sehr froh, als Botschafterin der Buchstaben beim Spaziergang durch das Folkwang-Museum in Essen ortskundig begleitet zu werden. Fachkundig waren meine Führer aus Museumsteam und Förderverein natürlich auch, so dass ich versuchte, trotz meines begrenzten Kunstverstandes irgendetwas interessantes zur Unterhaltung beizusteuern. Der erste Raum der Ausstellung bot Werke, die archetypische Mythen aufgriffen. Da waren gleich mehrere Evas zugegen. Und Barnett Newman hatte „Prometheus" in einer riesigen hochformatigen, tiefschwarzen Leinwand eingefangen. Ich sah sofort wieder Kohle. Was war schon die erste, von den Göttern gestohlene Fackel im Vergleich mit der

Verbrennungsleistung des Fossilzeitalters.

In seiner Studie *Carbon Democracy* versucht der New Yorker Sozialhistoriker Timothy Mitchell die Energieexplosion, die durch fossile Brennstoffe ausgelöst wurde, in Zahlen zu fassen. Ganz verschiedene Metriken können zum Einsatz kommen. Allein die englische Kohleindustrie warf 1870 1,5 Millionen PS an Elektrizität ab, was sich im Laufe der nächsten 100 Jahre auf 100 Millionen PS ver-67fachte. Strom ist die raffinierteste Form, in der ein schwarzes Stück Erdinneres als Energie für Menschen nutzbar wird. Auch in Wärme oder Antriebskraft lässt sich der Stoff übersetzen, den man deshalb auch als „abstrakten" Energieträger bezeichnet. Alle diese Übersetzungen basieren auf Verbrennung und produzieren Kohlendioxid. Nun, wo die Emissionen in der Luft sind, spüren wir sie als Fesseln. So kalt es im Januar manchmal war – im Schnitt ist das vergangene Jahr das wärmste seit Beginn der Wetteraufzeichnung.

„Der gefesselte Prometheus" ist auch der Titel einer Karikatur aus dem Vormärz, in der Karl Marx als leidender Titan dargestellt ist. Die Zeichnung bezieht sich auf Fragen der Pressefreiheit. Nachdem Marx ein Jahr in der Rheinischen Post tätig gewesen war, wurde die Zeitung 1843 von der preußischen Zensur verboten. Das Bild trifft aber unwillkürlich auch den Kern der Theorie, die Marx im folgenden Jahrzehnt entwickeln sollte. Er war ein Enthusiast der kapitalistisch mobilisierten Energieströme. Was er Produktivkraftentwicklung nannte – dass dank immer besserer Werkzeuge immer weniger menschliche Arbeitszeit in die Verrichtung derselben Aufgabe flösse – verstand er als Grundlage der Befreiung. Er ahnte nicht, welche Rückwirkungen ebenfalls in dieser Kraft gespeichert waren und dass die Fackel auch die Fesseln der Zukunft überbrachte.

Der Zukunft widmet sich ein anderer Raum in der Folkwang-Ausstellung. Die Werke darin sind lose um Weltraumthemen gruppiert. Dort stand ich plötzlich wie gebannt vor einer anderen ziemlich dunklen Leinwand. „Der Stern" heißt das 1936 entstandene Gemälde. Den Künstler, Fritz Winter, kannte ich nicht. Fritz Winter war einer der ersten abstrakten Maler.

Zunächst als Elektrotechniker im Bergbau ausgebildet, ging er nach Dessau und studierte unter anderem bei Kandinsky. Von den Nationalsozialisten wurde ihm 1937 ein Malverbot erteilt. Seine abstrakte Kunst galt als entartet. Er wurde zum Heeresdienst eingezogen und verletzt. Beim Genesungsurlaub schuf er 1944 heimlich einen ganzen Werkzyklus ebenfalls abstrakter Gemälde, der „Triebkräfte der Erde" betitelt ist. Fritz Winter widmete das Werk dem antifaschistischen Widerstand.

Mich elektrisierte allein schon der Titel: Triebkräfte der Erde. Als wären der Frühling und Sigmund Freud plötzlich in die marxistische Produktivkrafttheorie eingebrochen. Ich hatte endlich einen Namen für Kohle gefunden, der sie mit dem verband, was noch nicht und nicht mehr Kohle war. In den Tagen nach dem Museumsbesuch war ich in einer permanenten Hochstimmung unterwegs. Ich schaute auf die Häuserblöcke und Stromleitungen und Gleisbette und dachte wie im Refrain „Triebkräfte der Erde". All das, all der Beton, der Stahl, der Asphalt und selbst noch die verfluchten Autos – all das sind die Triebkräfte der Erde. Nicht nur starre tote Materie, sondern auch das Zeugnis einer überwältigenden Energie, eine Metamorphose des Pflanzenwachstums. Jedes Jahr verbrennen wir das Gesamtvolumen von 400 Jahren verkohlter Vegetation. Man kann davon nicht abstrahieren, indem man es wegwünscht. Der Geist geht nicht zurück ins Flöz. Und doch ist es fast unmöglich, sich nicht nach weiteren Metamorphosen zu sehnen. Können wir innehalten und ausbuchstabieren, welche Triebkräfte ab jetzt in der Erde bleiben? Und mit welcher Energie wir die Fesseln langsam lösen?

Ein Beitrag unserer aktuellen Metropolenschreiberin Eva von Redecker

Reflexionen einer Metropolenschreiberin im Mai

13. Mai 2024

#Aus der Stiftung

#Kunst & Kultur

Ewigkeitskosten

Ein Beitrag unserer Metropolenschreiberin Eva von Redecker

Zur Einstimmung auf das Ruhrgebiet schenkte mir eine Freundin einen Roman der Schweizer Schriftstellerin Dorthee Elminger. *Einladung an die Waghalsigen* heißt das Werk und es ist sofort eines meiner Lieblingsbücher geworden. Ich habe den Text bei meinen Streifzügen im Revier ständig im Kopf. Denn tatsächlich geht es bei Elminger um eine Landschaft in den Nachwehen des Kohlebergbaus. Eigentlich ist kaum noch Landschaft übrig vor lauter Nachwehen. Beschrieben ist eine Ödnis, in der nur vereinzelt Menschen leben, einige Polizisten und die Hauptfiguren, ein Geschwisterpaar, das gegen die Mutlosigkeit sowie eine Art Gedächtnisverlust ankämpft und auf eigene Faust die Gegend erkundet. Überall schwelen Brände. In den ehemaligen Kohlegruben wurde Müll verschüttet; nun geht dieser immer wieder in Flammen auf, weil sich ein unlöschbares Feuer unterirdisch durch die Flöze frisst. Die Jugendlichen, Margarete und Fritzi Stein, studieren Karten wie kleine Schatzsucherinnen, fragen sich durch, folgen der eigenen Eingebung. Was sie suchen ist ein Fluss. Es soll ihn hier mal gegeben haben, nun ist er verschwunden. Dabei könnte er Abhilfe schaffen: das Feuer löschen und die Gegend erquicken.

Im tatsächlichen Ruhrgebiet, so lernte ich vor Ort, besteht aber gerade das entgegengesetzte Probelm: zu viel Wasser. Nach einem Jahrhundert der Steinkohle-Entnahme ist vielerorts das Land abgesackt, stellenweise über 20m tief. Manchmal, besonders wenn ich durch eine Senke gehe, konzentriere ich mich auf meine Zehenspitzen. Ich bilde mir ein, man könnte das spüren, könnte dem Boden ablauschen, ob das seine gewohnte Lage ist, oder ob er genau hier zusammengesackte. Ich sollte wohl besser, wie

Elmingers Protagonistinnen, Karten studieren. Denn tatsächlich ist die Suche nach einzelnen Senken verfehlt. Im sogenannten Langfrontbau wurde die Kohle in 250 bis 300 Meter langen unterirdischen „Streben“ abgebaut. Es sanken also ganze Flächen. Im Begleittext der Reliefkarte, die ich schließlich auftat, lese ich: „Das entstandene Volumendefizit paust sich nach bruchhafter und elastischer Verformung des Steinkohlen- und Deckgebirges bis zur Geländeoberfläche durch, wo es eine großräumige Absenkung verursacht.“

„Abpausen“ ist ein Wort, das ich sehr lange nicht benutzt habe. Es versetzt mich zurück an den Küchentisch. Mit Butterbrotpapier und einem schlecht angespitzten Buntstift versuche ich, das Bild eines Pferds aus einer Zeitschrift abzupausen, weil es mir freihändig nicht gelingen will, meine Lieblingstiere zu malen. Jedenfalls keine, die wie echte Pferde aussehen und nicht wie staksige Kastanienfiguren auf Streichholzbeinen. Die Bergsenkung ist ein rein physikalischer Vorgang – schwerkraftbedinges Auffüllen des Volumendefizits – aber es rührt mich, dass das Land sich scheinbar wie ein eifriges Kind bemüht, im Zusammensacken genau nachzuzeichnen, welche Form ihm im Verborgenen fehlt.

So liegen nun weite Bereiche des Ruhrgebiets als Polder unter Meeresniveau. Deshalb drücken die Flüsse, die den Bergbau als Transportwege mit ermöglichten, in die Fläche. Der Ballungsraum hätte sich längst in eine Seenplatte verwandelt, wenn nicht jedes Jahr 308 Millionen Kubikmeter Wasser abgepumpt würden. Dafür sorgt eine Einrichtung, die mir geradezu märchenhaft vorkommt: die später um den Lippeverband erweiterte Emschergenossenschaft. Sie wurde 1899 mit der Mission gegründet, die Ewigkeitskosten des Bergbaus aufzufangen.

„Ewigkeitskosten“ klingt bereits wie aus einer Fabelwelt, aber das eigentlich Verblüffende ist in meinen Augen, dass sich ihrer wirklich jemand annimmt. Und eben nicht irgendjemand, sondern die tatsächlichen Verursacher. Im juristischen Rahmen einer Anstalt öffentlichen Rechts, in der auch Kommunen und Gennossenschaftsmitarbeiter:innen vertreten sind, bleiben die Berbaufirmen verpflichtet, die 209 Pumpwerke im Bereich von Emscher

und Lippe zu finanzieren. Vorfluterverhältnisse nennt man das in der Wasserwirtschaft: die Maßnahmen vor einer drohenden Überschwemmung. Das präzise Gegenteil also von „Nach mir die Sintflut“.
Aber es ist nicht nur die Wasserückhaltung aus dem abgesenkten Revier, sondern auch die Abwasserwirtschaft, die der Emschergenossenschaft obliegt. Indirekt gehört nämlich auch deren Problematik zu den Bergbaufolgekosten. Während im Rest der preussisch verwalteten Gebiete seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unterirdische Kanalisation verlegt wurde, gab es ausgerechnet im bevölkerungsreichen Ruhrgebiet keine Abwasserrohre. Die Bergsenkungen hätten diese immer wieder zerquetscht und auseinandergerissen. Die Entscheidung der Emschergenossenschaft, sich auch der Abwassersysteme anzunehmen, war weniger von Weitsicht getrieben als von dem akuten Arbeitskräftemangel durch eine Malaria-Epidemie, sowie Typhus- und Cholera-Erkrankungen. Die Notlösung bestand in einem überirdischen Abwassersystem: der Emscherlauf wurde nach und nach begradigt, befestigt und zum Kloake-Abfluß umgestaltet. So lässt sich also auch im Ruhrgebiet, das vielleicht besser Emschergebiet heißen sollte, von einem verlorenen Fluß sprechen. Er ist nicht ausgetrocknet, sondern wurde umgebettet, betoniert und Fäkal-verseucht. Als Fluß hatte ihn das ebenso ausgelöscht wie das Gewässer, dass die Geschwister Stein in der verdorrten Ödnis zwischen alten Zechentürmen vergeblich suchen.
Erst 1985 begann die Emschergenossenschaft, diesen massiven Eingriff wieder rückgängig zu machen. Dank der nun angeschlossenen Umbaumaßnahmen verfügt das nach Ende des Bergbaus zur Ruhe gekommene Ruhrgebiet inzwischen nicht nur über unterirdische Abwasserrohre, sondern auch über eines der weltweit modernsten und ökologischsten Klärsysteme. Beim Ortstermin mit dem Leiter der Emschergenossenschaft, Prof. Dr. Uli Paetzel, stand ich, nachdem ich durch viele technische Fragen die Besichtigung der Bottropper Kläranlage sehr in die Länge gezogen hatte, gegen Abend doch endlich im Grünen. Die Emscher mäanderte im Abendlicht durch unversiegeltes Gelände. Sie hieß

einst „die Kurvenreiche" und sie hat nach Abschluss der Renaturierung tatsächlich wieder eine Form, die diesem Namen alle Ehre macht.
Ich verspürte den heftigen Wunsch, ich könnte die waghalsigen Geschwister mitsamt ihres Schimmelwallachs Bataille aus der Romanhandlung herauslocken und an das Flußufer einladen. Aber vielleicht war es andersrum, vielleicht waren sie es, die mich hierhergeführt hatten. In Elmingers Text spricht Margarete Stein die Aufforderung folgerndermaßen aus:
„Tatsächlich sind wir nur zwei (und ein Pferd), schreibe ich an diesem Abend aber ich kann mit Gewissheit sagen, dass wir mehr sind. Hier sind auch die, an die wir uns erinnern, und die, auf die wir zu warten beschließen. Als Fritzi heute im Schnee lachte, dachte sie vielleicht daran, wie sie auf einem Fahrrad um eine Ecke biegt und kurz davor den Erinnerten und Erwarteten über die Schulter zuruft:
Wir treffen uns heute Abend am Fluss!
Vergesst nicht: heute Abend!
Treffpunkt am Fluss!
Heute abend werden wir am Fluss sitzen!
Auf Wiedersehen am Fluss!
Wir sehen uns am Flussufer!
Bringt Kuchen mit!
Bringt für alle ein Würstchen mit!
Zieht einen warmen Pullover über oder eine Windjacke!
Kommt auf euren Fahrrädern gefahren!
Kommt auf euren weißen Pferden geritten!"
Weiße Tiere haben in Mythen und Märchen stets die magische Kraft, von einer Welt in die andere hinüberzuleiten. Man denke etwa an Kerberos, den „Dämon der Grube", der als Höllenhund über die Grenze zur Unterwelt wacht, oder an das weiße Kaninchen, das Alice ins Wunderland führt. Manchmal bedarf es für den Ritt von einer Welt in die andere aber keines Warmblüters, sondern der Gründungsparagraphen für eine Anstalt öffentlichen Rechts. An alle Erinnerten und Erwarteten: wir sehen uns.

Reflexionen einer Metropolenschreiberin im Juli

03. Juli 2024

#Kunst & Kultur #Projekte

Solidarität und Eingewöhnung

Ein Beitrag unserer Metropolenschreiberin Dr. Eva von Redecker

Neulich habe ich mich dabei ertappt, eingewöhnt zu sein. Seit Monat zwei fragten mich Leute „Haben Sie sich schon eingewöhnt?“ Es war mir immer etwas unangenehm „Nein“ zu sagen. Aber vor ein paar Wochen, als ich von irgendeiner Lesung zurück ins Ruhrgebiet fuhr, als ab Dortmund plötzlich nichts Grünes, kein roter Backstein, überhaupt eigentlich nichts Altes mehr vorm Fenster des ICEs war, befiel mich nicht diese inzwischen vertraute Klaustrophobie-trotz-offenen-Himmels. Ich enterte das umbaute, betonierte, mit Überlandleitungen dekorierte Revier, der Zug hielt jetzt im 10minuten-Takt und da war etwas anderes. Eine Art Entspannung, ein Gefühl von Vertrautheit: ich hatte mich eingewöhnt. Mehr als eingewöhnt, es war keine Resignation, sondern eine mir an mir selbst vollkommen unbekannte Komplizenschaft mit dem Beton. Wäre die Betonindustrie ein Land, würden nur die USA und China mehr Emissionen ausstoßen als Betonien. Der Bergbau mag zu Ende sein, die fossile Wachstumswirtschaft hat danach erst richtig Fahrt aufgenommen. Beton ist die Hauptlast, mit der wir diese Erde beschweren. Seit ein paar Jahren ist sogar die Schwelle überschritten, an der das, was die Erde selbst hervorwachsen lässt, also

Bäume, Tiere, alle organische Masse zusammengerechnet weniger wiegt als das menschengemachte Material. Aber jetzt sind sie eben da, die Stahlbeton-Neubauten. Und sind sie nicht eigentlich unverdächtiger als die Wilhelminischen Altbauwohnungen, um die sich alle Hipster in Berlin reißen? Ich lief zur Bushaltestelle unter der Überführung einer Schnellstrasse und war zufrieden.

Mein eigentlicher Kontrast ist natürlich das Unbebaute. Weiterhin rolle ich mit den Augen wenn jemand Zustimmung heischend sagt „aber eigentlich ist das Ruhrgebiet doch viel grüner als man denkt." Ich weiß nicht, was Andere denken, aber es ist weniger grün als ich überhaupt denken kann. Und dann ist ein Teil des Grüns auch noch Japanischer Staudenknöterich, unter dessen riesigen Blätterlappen auch nicht viel mehr wächst als unterm Pflaster. Aber zurück zu Neubau, Asphalt und Zement.
Mir wurde mehrfach gesagt, dass viele Ruhrgebietler dort blieben oder zumindest zurück kehrten. Während meiner Zeit hier zieht eine befreundete Kollegin von Hamburg heim nach Essen (Rasha Khayat, lesen Sie Ihren neuen Roman *Wir kehren nicht zurück*.) Bleibefreiheit im Ruhrgebiet. Man muss es offenbar mögen können. Ich bekomme langsam auch Übung. Warum? Woher kommt diese Entspannung, dieses Gefühl, nicht deplatziert zu sein, dieses leicht grimmige Wohlwollen gegenüber einer nicht gerade lieblichen Umgebung?

Im Bochumer Bergbaumuseum starre ich auf ein Ölgemälde, das einen Besuch Kaiser Wilhelms in der Zeche Lothringen abbildet. Am 08. August 1912

kam es dort zu einem besonders schweren Grubenunglück, einer Schlagwetterexplosion, wie man die Entzündung des Methan-Sauerstoff-Gemisches nennt, das sich in der Grube bilden kann. Circa 115 Bergleute starben. Wilhelm II kam, um ihnen Respekt zu zollen. Allerdings war er sowieso gerade in Essen beim Großindustriellen Krupp zu Besuch, so dass der Besuch, der auch anschließenden Streiks vorbeugen sollte, wenig Aufwand bereitete. Die Toten wurden nach Konfession getrennt in Massengräbern beigesetzt. Dreihunderttausend Menschen säumten die Strasse, um ihnen das letzte Geleit zu geben.
Auch bei der Waldarbeit in Brandenburg sterben Menschen. Die Gefahren des Bergbaus hatten dennoch eine andere Dimension. Es muss ein Wissen darum geben in den

Körpern derer, die diese Arbeit überlebt haben. Irgendetwas halt noch nach. Unterschwellig, aber auch ganz bewusst erinnert, wie bei der Gedenkfeier, die die Stadt Bochum zusammen mit dem Knappenverein und der evangelischen Gemeinde im August 2012 abhielt. Man kann sagen, dass Wohlstand aller und absurder Reichtum mancher genau hier, im Ruhrgebiet, mit Menschenopfern erkauft wurde.
Ist dieser Schrecken womöglich Teil der Ortsbindung im Ruhrgebiet? Denn aus diesem Gebiet kann man wirklich keinen Teil der arbeitenden Menschheit verweisen. Schließlich liegt hier ein Teil von uns begraben. Und obwohl jeder Transportweg und jedes Wohnhaus von Menschen gebaut wurde, sind doch gerade die Funktionsbauten des Ruhrgebiets welche, die sagen, dass sie da sind, um benutzt zu werden. Ein Wald ist sich selbst genug. Nichts in diesem Betonballungsraum würde Sinn machen, ohne dass die Menschen da sind. Vom immer schon fragwürdigen Sinn der Opfer ganz zu schweigen.

Dass da eine Zugehörigkeit in der Luft liegt, kann natürlich nicht von den Bauten und Brücken allein ausgehen. Es ist auch etwas Solides in den Leuten. Anfangs schien es mir einfallslos, die Diagnose der Ruhrgebiets-Solidarität zu wiederholen. Aber wenn was dran ist, ist es ja wichtiger, das anzuerkennen, als Einfälle zu haben. Es scheint zu stimmen, dass die Leute irgendwie direkter, handfester, weniger mit sich selbst und ihrem Status befasst sind. Dass sie sich schwer aus der Ruhe bringen lassen, aber Probleme als geteilte Aufgaben verstehen, vor deren Erledigung man sich nicht drückt. Hilfsbereitschaft also, aber ohne Herablassung.
So wie ich den Bergbau bislang beschrieben habe, beschleicht einen der Verdacht, dass diese Solidarität allzu eng mit soldatischer Kameradschaft verwandt sein könnte. Man hält als Männerbund zusammen im Raubzug an der Natur. Dann ehrt der Kaiser die Gefallenen. Eine Spur davon stimmt wohl und überschattet die Feiern musealisierter Industriekultur, während die freigesetzten Emissionen fortlaufend Verheerung anrichten.

Aber Bergbau ist eben nicht nur Plünderung, sie ist auch Arbeit. Die helle Seite der Kumpel-Solidarität erklärt sich nur bei genauerer Betrachtung dieser Arbeit. Die langen Stollen der Bergwerke schufen die Bedingungen für eine ungewöhnliche Autonomie der Kumpel. Der Aufseher (Steiger) kam oft nur einmal pro Schicht vorbei. In seinem Werk *Stoffwechselpolitik* beschreibt der Arbeitssoziologe Simon Schaupp weitere Faktoren, die zur Herausbildung einer selbstbewussten Arbeiterkultur führten. Bergleute durchliefen anders als Handwerker keine formale Lehrlingszeit. Sie wurden von Kollegen angelernt, ohne die Hierarchie zum Meister. Die Hauer, die die Kohle aus dem Stollen schlugen, arbeiteten in Kameradschaften von etwas sieben Personen. Sie wählten einen Sprecher und entschieden ohne Aufsicht über sehr weitreichende Dinge – etwa, wo die Stützpfeiler angebracht würden, von denen aller Leben abhingen. Der Lohn wurde im kollektiven Akkord bezahlt, je nachdem, wie viele Kohlewagen die Kameradschaft füllte. Man konkurrierte also nicht mit seinem direkten Nebenmann und wer sich drückte, schadete allen. Schaupp sieht in diesen sehr speziellen Arbeitsbedingungen den Ursprung proletarischer Identität: „eines Gruppenbewusstseins, das von lokalen kulturellen und religiösen Traditionen weitgehend unabhängig ist und vor allem auf der geteilten Arbeitserfahrung und dem Konflikt mit Unternehmern und Vorgesetzen aufbaut." Zu dieser Identität gehört natürlich auch der Stolz, der eigentlich rechtmäßige Besitzer der Früchte der Arbeit zu sein. Auch wenn dieser Anspruch nach wie vor uneingelöst ist: sich im Ruhrgebiet einzugewöhnen, ist anders als das Ankommen an anderen Orten. Es geht nicht darum „die schönen Ecken" zu finden. Kann man machen, aber anderswo fände man mehr. Sich einzugewöhnen heisst einen Geschmack dafür zu entwickeln, die Welt anständig zu teilen. Und irgendwie sieht man es der Welt hier besonders gut an, dass sie genau dazu da ist.

Alltag zwischen Dinosauriern

19. September 2024

#Kunst & Kultur #Projekte

#Veranstaltungen

jederzeit unterhaltend

Das Ruhrgebiet – eine Region wie ein Gedicht!?
Eva von Redecker ist jedenfalls entschlossen, Beobachtungen und Erkenntnisse ihres „Rechercheaufenthaltes“ auch in Versform aufzuschreiben. „Ich stelle mir ein Versepos über die Bedeutung und Auswirkungen fossiler Brennstoffe vor“, erzählte die scheidende „Metropolenschreiberin Ruhr“ in den vollbesetzten Räumen des LeseRaums Akazienallee in Essen in den die Buchhandlung „proust Wörter + Töne“ geladen hatte Im Dialog mit dem Kulturjournalisten und Autoren Jens Dirksen blickte die Philosophin zurück auf die vergangenen Monate, die sie auf Einladung der Brost-Stiftung in Mülheim an der Ruhr verbracht hat. „Eine Erkundung des Ruhrgebiets aus dem Rückspiegel“, wie Jens Dirksen-Delgado anmoderierte. Bei der sich aus der Beschreibung heraus jedoch der Blick permanent Richtung Zukunft wandte. Und, in guter Tradition der Region, von der oberflächlichen Wahrnehmung immer wieder in die Tiefe gebohrt wurde. Ein unterhaltsamer Abend, angefüllt mit Klischees – und ihrer nachhaltigen Erschütterung…

„Ich würde für den Besuch eines

Stahlwerkes eher Eintritt zahlen als für die Oper.“

— Eva von Redecker

Als eine Art Reiseführer durch die Region nutzte Eva von Redecker den Roman „Einladung an die Waghalsigen“ von Dorothee Elmiger, in dem zwei Schwestern in der industriellen Endzeit ihre Herkunft und Hoffnung für die Zukunft suchen. Seit Jahrzehnten lodert in einem Stollen des Kohlereviers ein Feuer, mit der Entdeckung eines längst vergessenen Flusses eröffnet sich scheinbar eine Perspektive zum Besseren.

Die Analogien zu Elmigers Erzählung ziehen sich wie ein roter Faden durch das Gespräch der beiden Herzens-Ruhris. „Beim Besuch der Emscher-

Genossenschaft kam mir in den Sinn, dass die Renaturierung des Flusses mit der Entdeckung des verschollenen Gewässers zu vergleichen ist“, erzählt von Redecker. Aus einer Kloake ist wieder ein lebendiges Stück Natur entstanden. In dieser Form einmalig und weltweit bestaunt.
Aber fließt die Emscher durch eine Region im Aufbruch oder ein Freilichtmuseum? Während die Philosophin die übrig gebliebene Industriearchitektur als „Dinosaurier“ beschreibt, die so erhaltenswert sind wie der Kölner Dom“, verweist Jens Dirksen-Delgado auf die kritische Einstellung, das Ruhrgebiet „gieße sich in Kunstharz“.

„Die Ruhrgebietsmenschen haben offensichtlich eine besondere Begabung zur Resilienz.“

— Jens Dirksen-Delgado

Die Widersprüchlichkeit setzt sich fort, als Eva von Redecker ihre Gefühle beim Besuch von ThyssenKrupp in Worte fasst. „Fürs Stahlwerk würde ich eher Eintritt zahlen als für die Oper“, erzählt sie begeistert. Aber was wird, wenn die Transformation zum „grünen Stahl“ nicht gelingt? „Wenn die Menschen weg sind, bleibt Stillstand statt Wertschöpfung. Die Gebäude sind nur noch totes Kapital.“
Spätestens hier rücken die Bewohner der Region in den Mittelpunkt, die, so Dirksen-Delgado, offensichtlich „über eine besondere Begabung zur Resilienz“

verfügen. Nach zahlreichen Begegnungen resümiert die Metropolenschreiberin: „Ich bestätige alle Klischees. Fast ausnahmslos bin ich netten, nahbaren Menschen begegnet.“ Besonders berührt habe sie der Besuch eines Nachbarschaftsprojektes, in dem eine alte Brauerei in eine Begegnungsstätte umgestaltet werden soll. „Der Raum wirkte, als sei er fluchtartig verlassen worden. Gläser standen auf dem Tresen, Schuhe flogen herum. Und dann diese optimistischen Menschen, die sich vorgenommen haben: Wir holen den Ort aus seinem

Dornröschenschlaf!“

Die hoffnungsvollen Töne sind jedoch nicht frei von Skepsis, etwa in der Wahrnehmung des stolz besungenen „grünen Ruhrgebietes“. Eva von Redecker: „Natur ist keine Farbe. Ich sehe viel Grün, aber wenig Wildnis. Die Region erinnert eher an eine post-apokalyptische Landschaft.“ In der der Mensch verzweifelt versuche, etwas von geraubten natürlichen Ressourcen zurückzugeben. Auch die romantisierende Erinnerung an Bergmannskameradschaft unter Tage hinterfragt sie: „Mich erinnert der Zechenalltag mehr ans Militär, das Miteinander unter Tage war von Hierarchien geprägt. Lange Zeit konnten die zugewanderten Gastarbeiter beispielsweise nicht Steiger werden.“

Selbst der finale Versuch, der Region ein treffendes Etikett anzuheften, ist von Fragezeichen begleitet. Eva von Redecker: „Das Ruhrgebiet wurde durch Kohle und Stahl zusammengeschmiedet. Wenn es beides nicht mehr gibt, wie nennt man es dann? Lässt man alles, wie es ist?“

Gedanken und Fragen, auf die ein Gedicht bald neue Antworten geben wird…

Abschied mit Wurzeln: Gedanken über das Bleiben und Weitergehen im Ruhrge-

biet
30. September 2024
#Kunst & Kultur #Projekte

Der letzte Beitrag unserer Metropolenschreiberin Eva von Redecker

Nun ist sie also vorbei, meine Zeit als Metropolschreiberin. Ich soll einen Abschiedstext schreiben. Ich muss gestehen, dass mir Abschiede nicht liegen. Wann ist man schon je fertig? In der Philosophie definitiv nie. Und in neun Monaten hat sicherlich noch niemand „alles" über das Ruhrgebiet herausgefunden. Die Recherche wird sowieso weitergehen, zumal ich ja noch ein ganzes Werk zu schreiben habe auf Basis meiner Eindrücke.
Hätte ich das nicht lernen sollen, das Abschied-nehmen, vom Ruhrgebiet, das sich auf so einmalige Weise bemüht hat, würdig Abschied vom Bergbau zu nehmen? Aber ich konzentriere mich lieber auf die „Vorfluterverhältnisse", darauf, dass der Abschied vom Bergbau andauert, dass jeden Tag knapp 850.000 Liter Wasser abzupumpen sind. Die Lösung dieser Aufgabe finde ich viel faszinierender als die musealisierten Zechentürme.
Aber schlecht „Auf Wiedersehen!" sagen zu können, ist gar nicht das Schlimmste bei mir. Manchmal geht das viel weiter: dass ich einfach bleiben will. Ich hatte mir diesmal regelrecht vorgenommen, dem vorzubeugen. Ich

bin ja auch ein Stück älter und örtlich verankerter als zum Beispiel bei den Tübingen- und Cambridge-Aufenthalten. Ich wollte nicht, dass es so geht wie in New York, dass ich mir einfach im Handumdrehen mein Leben nachbaue, in den mir eigentümlichen Mustern: ein Kollektivhaushalt, eine Affäre, eine Lieblingsphilosophin, ein Garten außerhalb der Stadt.

Na ja. Es ist mir halbwegs gelungen, das zu vermeiden. Aber ich kann mir doch ziemlich gut ausmalen, wie ich die Rollen besetzen würde. Was mir am Anfang vollkommen unvorstellbar schien – im Ruhrgebiet zu leben – steht mir jetzt ganz klar vor Augen. Um mit dem wichtigsten anzufangen, dem Garten: ich würde sofort in Günnemanns Kotten anfragen, ob ich dem Verein beitreten und beim Gemüseanbau helfen dürfte. Das Projekt, das ich auf einer Besichtigungstour der Förderlinie „Dritte Orte“ kennenlernte, zielt

auf die Rettung eines über 300 Jahre alten Fachwerkhauses. Es steht an einem Bach in einer Senke in Witten (zum Glück laufen die Pumpen) und wird von einem vor über zwanzig Jahren gegründeten Verein denkmalgerecht saniert. Bei meinem Besuch führten mich zwei Vorstandsmitglieder herum. Mit dem unglaublich freundlichen Marc Junge fachsimpelte ich über Lehmputz und Dachgebälk. Aber besonders hingerissen war ich im allerersten Moment, als mir nämlich Henny Brink-Kloke noch vor ihren Mitstreier:innen die beiden schwedischen Blumenhühner namentlich vorstellte. Und dann der Garten. Ich habe noch nie auf 70 Bodenpunkten irgendwas angebaut, solche fette schwarze Erde sehe ich zuhause höchstens im überteuerten Sack Anzuchterde, nicht einfach im Beet. Ich wäre am liebsten einfach da geblieben.

Was die Philosophie angeht, würde ich meine Kolleginnen Eva Weiler von der Uni Duisburg Essen und Lea-Riccarda Prix von der Uni Dortmund dazu animieren, ein gemeinsames Forschungsprojekt anzugehen – oder erstmal einen sokratischen Stammtisch einzurichten. A propos Stammtisch. Um den Titel der Lieblingskneipe konkurrieren das Oval Office in Bochum und das Lokal Harmonie in Duisburg. Und mit wem ich weiter guten Weißwein trinken und – ganz abstrakt – über Verliebtheit und Neuanfänge fabulieren würde, dazu habe ich

auch schon eine Idee.
Aber wie würde ich wohnen? Die Residenz in Mülheim-Speldorf ist ein ziemlich eigenwilliger Ort. Nicht leicht zu kollektivieren. Das Schlafzimmer ist eigentlich nur eine winzige Kajüte, dann gibt es noch eine Art Oberdeck mit einem weiteren Doppelbett. Vielleicht könnte ich mir einen lang gehegten Traum verwirklichen und mir selbst eine Pritsche in die Bibliothek stellen. Früher habe ich mir auf Rat meiner Mutter manchmal das Schulbuch unters Kopfkissen gelegt vor einer Klassenarbeit, angeblich sollte das helfen. Man stelle sich vor, eine ganze Bibliothek würde mir im Schlaf ihre Weisheit einflüstern. Dann wäre also Platz für insgesamt drei Parteien. Vielleicht keine Kommune, aber doch eine ordentliche WG. Und tatsächlich gibt

es jede Menge Gemeinschaftsfläche. Die Doppelhaushälfte erschien mir von Anfang an wie ein gestrandetes Kreuzfahrtschiff in Miniatur. Es gibt diese runden Fensterfronten, nach vorn und hinten, die wirklich aussehen wie Bug und Heck. Und da alles mit weißem Marmor (oder etwas, das so tut als sei es Marmor?) ausgekleidet ist, böte das Wohnzimmer auch einen passablen Tanzboden. Einmal im Monat sollten wir eine Kapelle einladen – oder zumindest den Bruder von Herrn Gall, der auf der Gitarre Erwin-Weiß-Lieder nachspielen kann. Ich muss mal meinen Nachfolger fragen, ob ihn das stören würde. Er kriegt auch die Kajüte.